



„Das modellierte System brach in sich zusammen“: Rolf E. Breuer (l.) und Markus Will im Gespräch

SEIDEMANN/BLOOMBERG NEWS

INVESTMENTBANKER Mitch Lehman und sein Schwiegervater George stehen an der Bar im Privatjet und unterhalten sich über das, worüber sich Männer so gern unterhalten: über ihre Arbeit. Mitch Lehman führt den Kapitalmarktbereich der (fiktiven) Carolina Bank, es ist das sorgenfreie Jahr 2006. Lehman erzielt für seine Bank exorbitante Profite, und das Schöne ist, so erläutert er seinem Schwiegervater, alles ohne Risiko: „Keine Sorge, George. Wir haben uns gegen alles abgesichert. Es gibt keine Lage, die wir nicht modellieren können. Es ist ganz einfach so: Wir können nicht verlieren.“

Wie so viele Kartenhäuser, so erscheint auch dieses, das hohen Profit ohne großes Risiko vorspiegelte, erst dann so richtig lächerlich, wenn es zusammengestürzt ist. Markus Will kennt die Scheinwelten in der Finanzbranche, er hat lange in der Welt des Investmentbanking gearbeitet. Eine „Parallelgesellschaft“ habe sich da aufgebaut, und die beschreibt er in seinem Roman „Bad Bank“.

Glanz und Irrsinn des Investmentbankings kennt kaum einer besser in Deutschland als Rolf E. Breuer, schließlich hat der frühere Vorstandschef der Deutschen Bank diesen Geschäftsbereich erst groß gemacht. Er kennt die eigenen Gesetze der Investmentbanker, deren Habitus auch ihm nicht immer gefallen hat.

Welt am Sonntag: Herr Will, die schillernde Figur in Ihrem Buch ist der Investmentbanker Mitch Lehman, ausgestattet mit einem großen Ego, gerissen, nicht sonderlich intelligent, materialistisch, der seine Abteilungsleiter wie eine Armee. Haben Sie solche Männer in der Zeit, als Sie täglich mit Investmentbankern zusammengearbeitet haben, kennengelernt?

Markus Will: Er ist eine eindimensionale Figur und hat außerhalb seines Geschäfts wenige Interessen. Wenn man so gestrickt ist, trifft man Entscheidungen, die andere mit stärkerer gesellschaftlicher Verankerung nicht so treffen würden. Solche Investmentbanker, solche Kapitalmarktsöldner gab es und gibt es, na klar.

Rolf E. Breuer: Das Charisma eines Heerführers, eines Indianerhäuptlings ist ein bemerkenswertes Charakteristikum eines leitenden Investmentbankers. Er macht seine Indianer glücklich, und sie glauben an ihn. Sie merken es daran, dass, wenn ein Investmentbankingstar seinen Arbeitgeber wechselt, sein Indianerstamm mitgeht. Sie glauben also nicht an die Unternehmenskultur des Arbeitgebers, sondern sie glauben an das Charisma, die Fähigkeit, sie alle reich zu machen, ihres Häuptlings.

Woran scheitern solche Investmentbanker wie Mitch Lehman am Ende?
Breuer: Dieser Banker in dem

„Banker verharren in einer Parallelwelt“

Vor zwei Jahren schickte die Pleite von Lehman Brothers Schockwellen um die Welt. Bis heute ist umstritten, wer die Finanzkrise verursacht hat und welche Lehren daraus zu ziehen sind. Rolf E. Breuer war Chef der Deutschen Bank. Markus Will war Investmentbanker und hat das in einem Roman verarbeitet. Ein Gespräch über Rüpel mit Millionenboni, Fehler der Politik und die Angst vor dem nächsten Crash

Buch hat einfach die Risiken nicht mehr gesehen.

Will: Er hat geglaubt, wie halt viele Investmentbanker während der realen Finanzkrise, dass ihr Modell und ihr Spiel weiterhin funktionieren: einfach neue Wetten platzieren, umschachteln, und dann wird es schon funktionieren.

Ist denn der Roman ein Abbild dessen, was in den vergangenen Jahren in der Finanzbranche passiert ist?

Breuer: Es ist kein Schlüsselroman. Sie können nicht die Figuren einzelnen Personen aus der Wirklichkeit zuordnen. Aber sie hätten so sein können. Und das Umfeld ist in der Realität so gewesen, wie es geschildert wird.

Und dieser extreme Luxus, über den Herr Will schreibt, mit den Privatinseln, den gewaltigen Apartments bis hin zu Prostituierten bei der Weihnachtsfeier der Investmentbanker, ist das real?

Breuer: Das hat es alles gegeben. **Will:** Ich bin froh, dass Herr Breuer das sagt. Investmentbanker leben oft in denselben Kreisen, in denselben Vierteln, sie spielen in denselben Golfklubs. Das ist schon eine Parallelgesellschaft. Sie haben unter der Woche auch oft nicht mehr als ihre eigene Arbeit. Sie arbeiten ja extrem viel, lang und heftig, und dadurch verlieren sie den Blick für das normale Leben.

Sie schildern die Welt als sehr patriarchalisch.

Will: Zählen Sie doch einmal durch, wie viele Top-Investmentbankerinnen Ihnen einfallen würden. Dass es so wenige gibt, hat mit Sicherheit auch mit der rüden Sprache und den rüden Verhaltensweisen zu tun. **Breuer:** Vor allem stimmt die Life-Work-Balance nicht. Die Investmentbanker, also die Händler, sind nach einer relativ beschränkten Anzahl von Jahren ausgebrannt.

Aber von 20 bis Mitte 30 könnten die Frauen genauso hart arbeiten und dann, wenn sie wollen, immer noch Kinder bekommen.

Breuer: Das ist aber nicht unbedingt erstrebenswert. Offensichtlich ist der weibliche Teil der Bevölkerung da etwas zurückhaltender. **Will:** Das ist jetzt nun wirklich keine Firmenfrage. Aber ich habe auch das Gefühl, dass vielen Frauen dieses männliche Imponiergehabe am Abend unangenehm ist. Sie tun sich das klugerweise gar nicht erst an.

„Bad Bank“ beschreibt den Kampf zwischen den Risikofreudigen und den Skeptischen. Ist dieser Dauerkonflikt realistisch dargestellt?

Breuer: Ja. Der Erfolg gibt ja demjenigen, der Risiken eingegangen ist, recht. Man wird zum Wiederholungstäter. Eines der interessantesten Phänomene in den vergangenen Jahren war das Lemmingverhalten. Wenn es heißt, der Nachbar rechts und der Nachbar links verdient mit

einem Produkt toll Geld, dann tut man sich schwer damit zu sagen: Wir machen es aber trotzdem nicht.

Will: In der Modellwelt wurden die Risiken ja auch als gar nicht so gravierend dargestellt. Womit keiner gerechnet hatte, war der sogenannte Minsky-Moment, benannt nach dem amerikanischen Ökonom Hyman Minsky, der Moment, an dem das Vertrauen und der Optimismus an den Märkten urplötzlich verschwinden. In dem Augenblick funktionieren dann auch die Modelle nicht mehr, weil sie die Kettenreaktionen nicht abbilden können. Das modellierte System brach in sich zusammen.

Breuer: Alle Modelle können nun einmal nur den Rückspiegel nutzen. Sie können nur abbilden, was gewesen ist, und können es hochrechnen. Für die Dinge aber, die passierten, als die Blase platzte, gab es keine Vorbilder. Es war wie der „Schwarze Schwan“. Weil ihn zuvor noch niemand gesehen hatte, glaubten alle, dass es ihn nicht gibt. Auf einmal war er da, und die Welt war nicht darauf vorbereitet.

Will: Was nicht sein kann, ist, dass die Banken, auch bei den komplexesten Modellen, oftmals nur von einer Normalverteilung des Risikos ausgehen. In einer Krise ist nichts normal verteilt.

Haben Sie mit der Finanzkrise eigentlich gerechnet?

Breuer: Jeder hat ja die Blase kommen sehen. Wir haben x Jahre über die amerikanische Immobilienkrise geredet. Es war ja kein Geheimnis, und jeder hatte das schreckliche Gefühl: Das kann nicht gut gehen. Nur wagte es keiner, die Konsequenzen daraus zu ziehen und zu sagen, wir machen da nicht mehr mit. Wir dürfen keine Lemminge mehr sein. Wir müssen lernen abzuspringen, wenn das Risiko zu groß wird

Zwei Jahre nach der Pleite von Lehman Brothers hat sich jeder so seinen Reim auf die Ursachen der Finanzkrise gemacht: Über das Fehlverhalten der Banker haben wir gesprochen, ein Grund kann die mangelhafte Regulierung auf dem US-Hypothekenmarkt gewesen sein oder die Politik des billigen Geldes, wodurch der Zinssatz nicht mehr das wahre Risiko widerspiegelt. Welchen Reim haben Sie sich gemacht?

Breuer: Auf jeden Fall ist diese Krise nur multikausal zu erklären. Neben den von Ihnen genannten Punkten muss man unbedingt hinzufügen, dass die Aufsichtsbehörden das Treiben geduldet haben. Die Aufsichtsbehörden hatten den Einblick in die Bücher der Banken und sind nicht eingeschritten.

War es richtig, Lehman Brothers pleitegehen zu lassen?

Will: Ich glaube, die amerikanische Regierung wusste nicht, was sie mit dieser Insolvenz auslösen würde. Und hätte sie nicht 24 Stunden spä-

Der Banker und der Schreiber

ROLF E. BREUER

Seit 2006 ist Rolf E. Breuer nicht mehr bei der Deutschen Bank, bei der der 72-Jährige mehr als sein halbes Leben – genau genommen 50 Dienstjahre – verbracht hat, bei der er 1956 als Banklehrling anfing. Von 1985 bis 2002 war er im Vorstand der Deutschen Bank, von 1997 an der Spitze des größten deutschen Geldinstituts, in den Jahren bis zu seinem Rücktritt leitete er den Aufsichtsrat. In seiner Zeit als Vorstandschef stärkte er das Investmentbanking, verkaufte Unternehmensbeteiligungen und machte die Bank zu einem international bedeutenden Unternehmen. Die Fusion mit der Dresdner Bank im Jahr 2000 scheiterte jedoch, was im Rückblick betrachtet eher ein Schaden für die Dresdner Bank war. Heute hat Breuer den Vorsitz im Hochschulrat der Goethe-Universität in Frankfurt inne und beschäftigt sich mehr mit dem Umzug des Suhrkamp-Archivs, das bislang als eine Dauerleihgabe an der Frankfurter Uni zu finden war, als mit den Verästelungen des Einlagengeschäfts. Er habe es zu der Zeit, als er operativ tätig war, nie gemocht, dass ihm die Alten gute Ratschläge geben, erzählt er, und daher wolle er jetzt die Jüngeren auch in Ruhe lassen. Sein Rückzug von der Deutschen Bank erfolgte jedoch nicht ganz freiwillig, sondern wurde durch den juristischen Dauerkonflikt mit dem Medienunternehmer Leo Kirch befördert. Breuer hatte 2002 in einem Fernsehinterview die Kreditwürdigkeit Kirchs – der Kunde bei der Deutschen Bank war – bezweifelt und so nach Ansicht Kirchs zur Insolvenz seines Unternehmens beigetragen.

MARKUS WILL

Rolf Breuer und Markus Will kennen sich aus der Zeit, als Will, Jahrgang 1963, bei der Deutsche Morgan Grenfell in London gearbeitet hat. Das war in den 90er-Jahren. Zuvor hatte der Volkswirt für die „Börsenzeitung“ geschrieben. Seit 1998 lebt er in St. Gallen, hat eine Unternehmensberatung für Kommunikationsmanagement und ist Privatdozent an der Universität St. Gallen. Der Roman „Bad Bank“ ist sein erstes Buch, zwei Jahre habe er daran gearbeitet, und wie die Erzählungen über griechische Anleihen verraten, muss die Zeit zwischen Abgabe, Lektorat und Drucklegung recht kurz gewesen sein.

ter einen Kokon über AIG, Amerikas größte Versicherungsgesellschaft, gelegt, dann wären wir in den Abgrund gefallen. So haben wir ja nur davorgestanden. Für das Wachtümel des Finanzsystems war es allerdings meiner Ansicht nach die einzige Chance. Es musste ein Signal gesetzt werden: Hier ist Schluss, und hier geht es nicht mehr weiter mit dem Zocken. Irgendwann musste man einen blutig über den Exzerzierhof ziehen. Daher haben die Banken am 16. September auch alle einen Riesenschreck bekommen.

Breuer: Ich halte die Insolvenz von Lehman Brothers für den größten Fehler im Management der Finanzkrise. Man hätte Lehman nicht in Konkurs gehen lassen dürfen. Denn dadurch wurde erst die Katastrophe rund um die Welt ausgelöst. Die Lehman-Pleite hat gezeigt, wie stark das Geschäft mittlerweile globalisiert ist. Unglaublich, wer sich da alles, auch hier in Deutschland, engagiert hatte. Die Lehman-Pleite hat zum Dominoeffekt rund um den Globus geführt. Das Beklagenswerte an dieser Insolvenz ist, dass die amerikanische Regierung nicht den blassesten Schimmer hatte, was eigentlich die Konsequenzen sein würden. Sie handelte aus einem Impuls heraus, aus politischen Gesichtspunkten und ohne ausreichende Informationen.

Was wäre denn die Alternative gewesen? Dass die Steuerzahler für die Verluste geradestehen, nachdem zuvor jahrelang nur die Aktionäre von den Banken profitiert haben?

Breuer: Die Alternative wäre gewesen, Lehman Brothers, wie bei AIG geschehen, unter Kuratrat zu stellen. Man hätte versuchen sollen, Lehman in „Good Bank“ und „Bad Bank“ aufzusplitten. Den lebensfähigen Teil hätte man weiterarbeiten lassen sollen, und die Bad Bank hätte man unter Staatsaufsicht stellen sollen und dann über Jahre abwickeln.

Aber genau dann hätte der Steuerzahler für die faulen Geschäfte der Bad Bank geradestehen müssen.

Breuer: Das kommt darauf an. Bad Banks sind ja keine Erfindung der Finanzkrise. Wir haben in Deutschland eine Reihe von Pleiten so abgewickelt: Schmidt-Bank, Delbrück, Gontard-Bank. Das hat alles geklappt, und kein Mensch hat Geld verloren. Das Einzige, was man sich kaufen muss, ist Zeit. Die Bad Bank ist eigentlich nur ein Vehikel, weil man das Abwickeln von schlechten Geschäften nicht unter Zeitdruck machen kann. Dieses Abwickeln kann unter Umständen zehn Jahre dauern, aber der Steuerzahler hätte nicht die ganze Masse zahlen müssen, die er jetzt zu tragen hat.

Inwiefern zahlen wir mehr?

Breuer: Als herauskam, dass eine der ersten deutschen Krisenbanken

substanziell in Subprime-Kredite verwickelt war und ihrer nicht mehr Herr wurde, da hätte der Staat anstatt sie voll zu übernehmen ein Modell „Good Bank, Bad Bank“ denken können. Das hat mich damals schon gewundert, dass damals der politische Wille gefehlt hat.

Will: Natürlich hätte man die Krise klüger bewältigen können. Aber hinterher ist man immer schlauer. Allerdings gab es mit Schweden auch ein berühmtes Vorbild, das in den 90er-Jahren mit dem Bad-Bank-Modell nahezu jede schwedische Bank gerettet hat. Ich glaube aber, dass das wirkliche Innehalten, der Augenblick der Besinnung nur durch die Lehman-Insolvenz zu erreichen war. Es gab ja im Frühjahr die Beinahe-Pleite von Bear Stearns. Da hätte auch jeder darüber nachdenken können, wohin wir eigentlich laufen, und doch haben es nur wenige getan. Die eine oder andere Bank hat die Risiken reduziert und stand dann auch besser da, aber vom System her ändert das natürlich nichts.

Breuer: Die Frage ist, wie lange dieser Aha-Effekt anhält. Ich bin da recht skeptisch. Das ist so wie auf der Autobahn, wenn Sie an einem Verkehrsunfall vorbeifahren. Erst sind Sie ziemlich erschrocken und fahren vorsichtig, und dann, nach 50 Kilometern, drücken Sie aufs Gaspedal, genauso wie zuvor. Wir sind schon wieder auf dem Gaspedal.

Will: Und deshalb gibt es auf den meisten Autobahnen auch Geschwindigkeitsbegrenzungen, und damit sind wir wieder beim Thema Regulierungen.

Breuer: Die Banken müssen mehr Eigenkapital halten, damit ein größerer Risikopuffer besteht, wenn es wieder zu einer Krise kommt. Es müssen höhere Liquiditätsanforderungen an die Banken gestellt werden. Und die Größe der Banken muss gedeckelt werden. Es müssen die Proportionen gewahrt werden. Es ist doch bemerkenswert, dass etwa schweizerische Großbanken um ein Mehrfaches größer sind als die schweizerische Volkswirtschaft.

Was soll man machen? Die Banken zerschlagen?

Breuer: Der Vorschlag, den Paul Volcker gemacht hat, nämlich das Investmentbanking wieder zu trennen vom „normalen“ Banking, der ist ja gar nicht so falsch. „Too big to fail“ darf es im Investmentbanking nicht mehr geben. Wer mit Investmentbankern arbeitet und mit ih-



„Keiner hat gesagt: Wir haben Riesenbockmist gemacht“

MARKUS WILL über die Öffentlichkeitsarbeit der Banken

nen Geschäfte macht, muss wissen, was er tut. Es darf nur nicht einmal mehr der Dummste auf den Gedanken kommen, der Staat würde ihn retten. Wen der Staat schützen soll, das sind der Konsument und der einfachen Sparer.

Aber ist das wirklich vorstellbar, dass die Deutsche Bank zu einer Art Sparkasse wird und nur so langweilige Dinge macht, wie Firmenkredite zu vergeben?

Breuer: Wir haben einst die Bagdad-Bahn und die amerikanische Eisenbahn finanziert. Das war alles andere als langweilig. Die Deutsche Bank ist einmal gegründet worden, um den deutschen Außenhandel zu finanzieren. Schon damals war es ein gutes Geschäft und ist es heute weiterhin.

Außergewöhnliche Renditen wird eine Bank so nicht erzielen.

Will: Bestimmte Renditeziere sind offensichtlich nur erreicht worden über risikobehaftete Geschäfte, die irgendwann explodiert sind. Also sollte eine Lehre aus der Krise sein, dass die Banken über Renditeziele nachdenken. Wenn sich zum Beispiel die Eigenkapitalhöhe verdoppeln würde, dann würde natürlich die Eigenkapitalrendite um die Hälfte sinken. Das würde auch die Boni, die an die Renditeziele gekoppelt sind, verringern.

Fanden Sie die Bonuszahlungen an die Investmentbanker im zweistelligen Millionenbereich eigentlich in Ordnung oder doch eher unanständig?

Breuer: Natürlich war die Bonusregelung, so wie wir sie vor der Finanzkrise hatten, auch ein Anreiz, risikoreine einzugehen. Das kann man gar nicht von der Hand weisen, und das war sicherlich eine Fehlentwicklung. Denn die Anreize waren kurzfristig ausgestaltet, obwohl die Ergebnisse manches Geschäftes erst in zehn Jahren wirklich zu erkennen waren. Das konnte nicht sein, das musste nicht sein, und das musste geändert werden. Andererseits wurden die Bonuszahlungen in der Öffentlichkeit überschätzt. Es war für das Publikum leicht verständlich, wenn Politiker behaupteten, die Bonuszahlungen seien ursächlich für die Finanzkrise gewesen. Das waren sie nicht.

Will: Der entscheidende Punkt ist, dass sich dieses Entlohnungssystem ja geändert hat. Es gibt keinen Bonus mehr, den du nach einem Jahr einstreichen kannst. Gut ist auch, dass ein Malusystem eingeführt wurde, und man sagt, wir können dir auch einen Teil wieder

wegnehmen, wenn es nicht so gut läuft. Aber natürlich wird es so bleiben, dass man in einer Bank im Schnitt immer noch viel mehr verdienen kann als in einem Industrieunternehmen.

Breuer: Ich glaube, dass die fantastischen Zeiten des Banking vorbei sind. Die Banken werden nicht mehr so viel verdienen, dementsprechend auch die Angestellten sind. Die Banken kommen aus der Krise nur heraus, wenn sie sich ernsthaft und ehrlich nach ihrer Daseinsberechtigung fragen. Wenn sie das nicht tun, werden sie immer

volkserzieherische Wirkung von Talkshows. **Will:** Man kommt nur da raus, wenn man, wie ein Mensch, der einen Herzinfarkt hatte, sein Leben ändert. Dieser Punkt ist auch wichtig, wenn wir an die Ausbildung denken, dass wir Werte stärker vermitteln. Die Banken kommen aus der Krise nur heraus, wenn sie sich ernsthaft und ehrlich nach ihrer Daseinsberechtigung fragen. Wenn sie das nicht tun, werden sie immer

Sie sind doch in der Kommunikationsbranche tätig. Warum ist denn keiner der Verantwortlichen zu Illner, Will, Plasberg gegangen? Stattdessen haben wir uns von Gregor Gysi die Finanzkrise erklären lassen.

Will: Ich habe bis heute darauf keine befriedigende Antwort bekommen. Vielleicht hat es mit der Parallellwelt zu tun, in der viele Banker verharren.

Warum sind Sie dann nicht einmal in eine Talkshow gegangen?

Breuer: Ich bin nie eine Fernsehshow gegangen, weil ich genau weiß, dass die Leute sich an die Farbe meiner Krawatte erinnern werden, aber nicht an das, was ich gesagt habe. Ich glaube nicht an die

wieder Produkte haben, bei denen sie sich fragen lassen müssen: Welcher Mensch braucht die?

Breuer: Ich fürchte, das ist der Lauf der Welt. Das wird es immer wieder geben. **Will:** Aber ist es zwingend notwendig, Eigenhandel in diesem Ausmaß zu betreiben und sich weiterhin Bank zu nennen? Wenn die Banken diese Frage heute genauso beantworten wie vor drei Jahren, dann kann uns keine Regel helfen.

Autoren zur Finanzkrise

ANDREW SORKIN

■ Gegen Ende wurde Lehman-Chef Dick Fuld zu einer lächerlichen Person. Er wolle die Lage nicht wahrhaben und habe sich von Tatsachen entfernt, sagte der damalige US-Finanzminister Hank Paulson, er sei „funktionsgestört“. Wenige Jahre zuvor war Fuld einer der Vorzeigegemänner an der Wall Street, aus Lehman Brothers hatte er eines der angesehensten und profitabelsten Investmenthäuser gemacht. Auch über Vorstandschef Dick Fuld, der bis zum Schluss glaubte, der Markt würde überreagieren, und der ausgerechnet den Spekulanten die Schuld am Niedergang von Lehman Brothers gab, schreibt der Journalist Andrew Ross Sorkin in „Die Unfehlbaren“. 500 Stunden Interviews liegen dem Buch zugrunde, mit über 200 Personen hat Sorkin gespro-

chen; mit Sicherheit hat er eines der besten Bücher, die über die Finanzkrise geschrieben wurden, verfasst; eine Reportage, die auf Fachwörter verzichtet, Einblicke in die Motive und Geisteshaltung der Bankenchefs und Politiker gibt und den Humor von Insolvenzspezialisten würdigt: „Bankrott ist wie tanzen mit einem 300-Kilo-Gorilla. Sie tanzen so lange, wie der Gorilla will.“

SIGHARD NECKEL

■ Der Wiener Soziologe hat zusammen mit einigen Kollegen die Welt der Banker besucht, die Angestellten im mittleren Management, die Finanzmathematiker, die Bereichsleiter im Zahlungsverkehr. „Strukturierte Verantwortungslosigkeit“ heißt das Suhrkamp-Bändchen, und genau darum geht es: Wer trägt die Verantwortung für die Finanzkrise? Es hat etwas Entlarvendes,

dass jeder der rund 30 Befragten in seinem Tiefeninterview die Schuld bei anderen – den Investmentbankern, dem System, den Männern, den Medien – vermutet, aber natürlich nie bei sich selbst.

ALBERT HIRSCHMAN

■ Der amerikanische Soziologe und Volkswirt hat 1977 das beflügelnde Werk „Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg“ geschrieben. Es liefert eine ideengeschichtliche Einordnung der Banker, geknüpft an die Frage: „Wie konnte es geschehen, dass Handel und Bankwesen an einem bestimmten Punkt der Moderne ehrbar wurden, nachdem sie jahrhundertlang als Geiz, Gewinnsucht und Habgier verurteilt und verachtet worden waren.“ Wiederholt sich die Geschichte etwas doch?

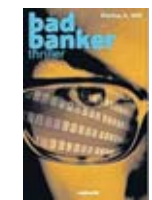
Breuer: Es wird immer die Vorstellung geben, dass Immobilienkredite an den Konsumenten zusammengefasst, gebündelt und weiterverkauft werden.

Will: Diese Bündelung ist ja auch ein vernünftiges Geschäftsmodell. Schwierig wird es erst, wenn ich nicht weiß, was für eine Verbrieftung ich da gekauft habe. Die Bankenbranche muss sich da selbst Grenzen setzen. Die Autoindustrie hat sich, bis auf ein paar Ausnahmen wie Ferrari und Porsche, darauf verpflichtet, dass die Autos bei 250 km/h abgeriegelt werden. Natürlich könnte jeder BMW, jeder Mercedes schneller fahren. So eine Initiative der Selbstbeschränkung vermisse ich bei den Banken.

Breuer: Natürlich darf man komplizierte Produkte nicht an den einfachen Sparer verkaufen. Da muss es Grenzen geben. Aber unter Erwachsenen, unter Profis, die solche Produkte wollen, da gibt es kein Schutzbedürfnis. Da gibt es keinen moralischen Standard, der verbietet, das Produkt XY an eine Versicherung zu verkaufen.

War die Finanzkrise ein außerordentliches Ereignis oder doch nur eine weitere Krise, die halt zum Lauf der Dinge, in dem es Aufschwünge und Abschwünge gibt, dazugehört? **Will:** Natürlich ist es nach jeder Krise weitergegangen, vom Ausbruch der Tulpenkrise bis hin zur Internetblase. Der Unterschied zu allen anderen Krisen ist, dass hier so eine Art Versicherungssystem eingetreten ist. Diejenigen, die bei der Finanzkrise Mist gebaut haben, sind immer noch da. Dieses Problem ist ein Systemproblem, das wir in den Griff bekommen müssen. Sonst kommt die nächste Krise so sicher wie das Amen in der Kirche.

Das Gespräch führte Matthias Wulff



Markus A. Will, „Bad Banker“, Reinhardt, 19,80 Euro

„Wir mussten dieses 700-Tonnen-Bauteil über mehr als 600 Kilometer transportieren. Sehr riskant, bei Zurich fühlten wir uns jedoch gut abgesichert.“

Herbert Peters, Geschäftsführer Sasol-Huntsman, Moers (Deutschland)

Zurich HelpPoint®
Integrierte Versicherungslösungen, sogar für höchst spezielle Projekte.

Wir konnten Sasol-Huntsman, einem der führenden europäischen Produzenten von Maleinsäureanhydrid, eine ganzheitliche Versicherungs- und Risikomanagementlösung anbieten. Genau das Richtige, wenn man 700 Tonnen schwere Bauteile quer durch Deutschland transportiert. Nachdem alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen und sämtliche Transportrisiken abgesichert waren, konnten alle Beteiligten durchatmen. Ein Beispiel dafür, wie Zurich HelpPoint Unternehmen hilft, wenn es darauf ankommt. Erfahren Sie mehr auf www.zurich.com/risks

ZURICH®
Because change happenz®